Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Der Heide [Schluss]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573772

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein Verdienst. Den Schaden, der mir aus dieser Haltung erwächst, trage ich selbst, und ich trage nicht schwer daran. Ich ziehe vor, dort wahrhaftig demütig zu sein, wo Demut angebracht ist, wo sie hingehört, und wo sie der Ausdruck tiefer Religiosität ist.

Dem Expressionismus aber ist schon die Axt an die Wurzel gelegt. Er geht zu Ende, und der Schrei verklingt. Schon beginnen einige, sich öffentlich nicht mehr dazu zu zählen, die es noch vor zwei Jahren bitter empfunden hätten, wenn man sie nicht mitgezählt hätte.

Meine aggressive Defensive wird diejenigen, die es nicht angeht, nicht berühren. Diejenigen aber, die es anginge, hören nicht. Es steht Weltanschauung gegen Weltanschauung. Zum Kampfe kommt es nicht mehr. Denn erstens lebt der Expressionismus nicht mehr lange, vielleicht noch so lange, bis die Seele die Erinnerung an den Krieg ausgemerzt oder inkrustiert hat. Und dies muß sie tun, wenn sie weiterleben will. Zweitens ist dies meine persönliche Auseinandersetzung, die im wesentlichen schon seit zwei Jahren geschrieben ist — eine persönliche Auseinandersetzung, von der ich allerdings zu glauben den Mut habe, daß ihr Sachlichkeitsgehalt so groß ist, daß sie allenfalls einem andern Menschen etwas sagt. Ich aber gedenke mich in dieser Sache hinfort nicht mehr zu äußern.

Habe ich mich wiederholt, mich da und dort und oft wiederholt? Jawohl, das habe ich. Und ich tat es mit Absicht, und deswegen habe ich kein schlechtes Gewissen. Auch die Wiederholung ist nicht bloß ein Kunst-, nein, auch ein Naturgesetz, und es war meine Natur, ja, mein übervolles Herz war es, das mich trieb, in dieser Sache seine Meinung zu sagen. Seine Meinung? Nein: seinen Glauben, von dem es ergriffen und besessen ist... Ich werde mich mit großer Ueberzeugung immer und immer wieder wiederholen. Denn es geht auf der Welt nur um eines. Unser Leben ist eine große Abwandlung dieses Einen. Das ist unser Inhalt. Was wechselt, sind nur die Formen. Die Formen aber sind nichts als armselige Kleider. Es ist gut, wenn man nicht zu viele solcher Kleider hat.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

(Schluß).

Sechstes Kapitel.

Der Winter war grausam gewesen für Herrn Benoît. Der lautlose Schnee war über die Stadt gefallen und hatte sogar das singende Schlagen der Glocken erstickt. Herr Benoît liebte die Nacht, viel mehr als den Tag, der leer ihm schien, seit er Abschied genommen hatte von den lernbegierigen Knaben. Er ging an schwarzen Häusern und stummen Türen vorbei und lauschte, ein wenig sich wiegend auf zitternden Beinen, den sonderbaren Klagen der erkälteten Brunnenmänner. Der Herbst war vorübergegangen und das raschelnde Wispern der farbigen Blätter, die langsam grau wurden, wenn lange der Wind sie trieb durch aufgewirbelten Staub. Herr Benoît lauschte den Geschichten, die sie erzählten mit fast unhörbarer Stimme an den Häusern, die der Mond gelb bemalte. Gewöhnlich verließ Herr Benoît erst nach Mitternacht das steinerne Haus, verschloß klirrend das große braune Tor; seine Schritte hallten, dröhnend wiederholt von verschlossenen hohen Steinwürfeln, die nach jedem Tritte nachklangen, wie große Resonanzkästen. Und wohlgeübt war Herrn Benoîts Ohr, allen Geräuschen der Stille zu lauschen; dem Summen, das man hört, wenn man lang unter hohem Durchgang steht, ein Summen, das dumpf beginnt, höher und höher steigt, wie das Klingen einer zu straff gespannten Saite, und endlich grell klappert, wie hoher Mandolinenton; dem Schnarchen auch des zufriedenen Bürgers, das komisch erstickt durch geschlossene Fenster dringt; dem wehmütigen Kreischen der kleinen Kinder, die in Wiegen nicht schlafen können, und dem tröstenden Singen der Mütter, die machtlos unbekannten Schmerz zu stillen wünschen. Auch

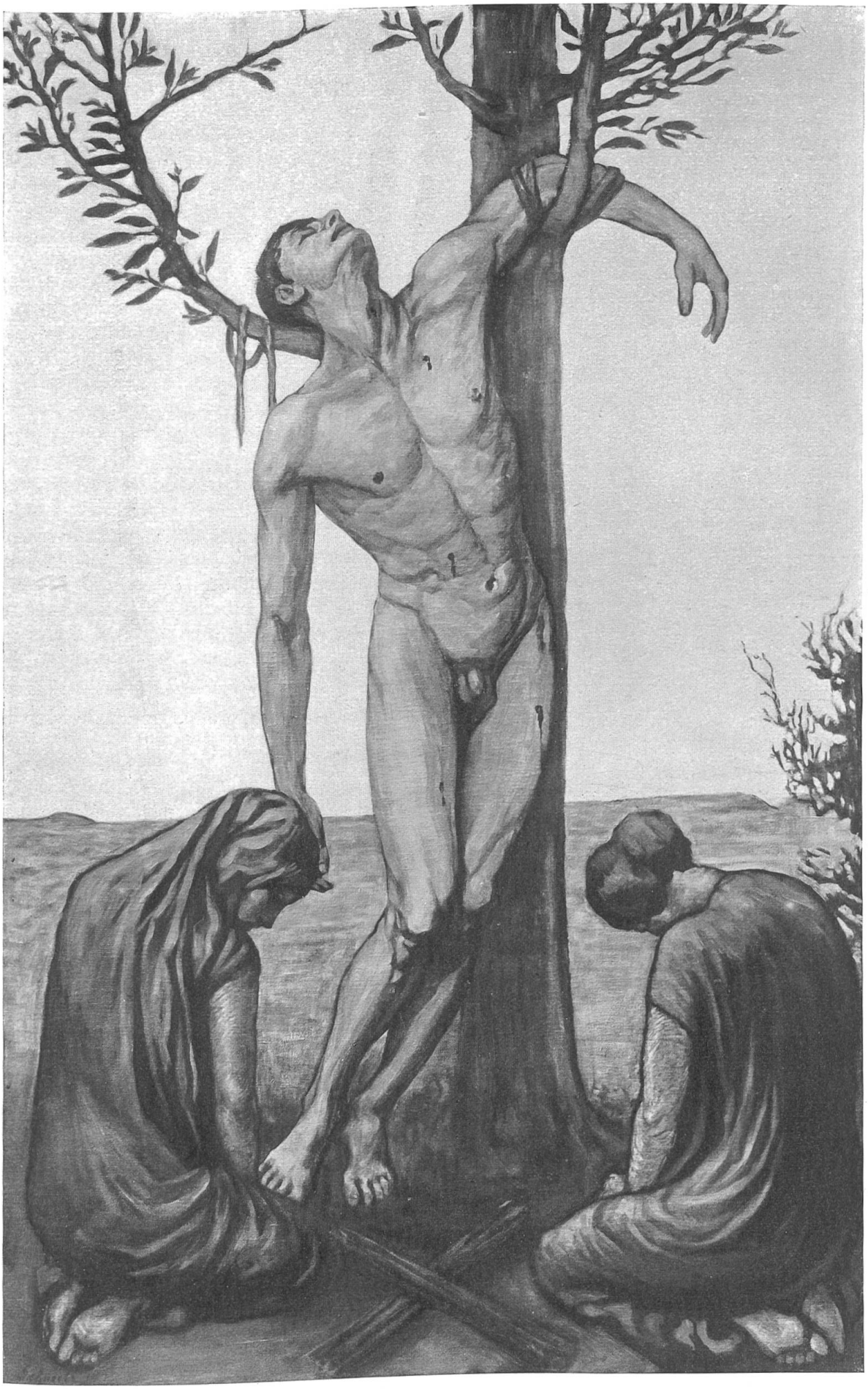
sah er die Bewegungen der Dinge, die frei sich fühlen und die Maske abwerfen, die sie tagsüber tragen mußten, um die Menschen zu täuschen. Die alten Häuser, traurig und verbohrt in Erinnerungen, entspannten ihre trostlosen Falten, dehnten sich und erweichten die harten Kanten ihrer knöchernen Gesichter. Schwarz und gutmütig blickten sie einander an mit großen grundlosen Augen und schienen dem Menschen zuzunicken, der ihnen Verständnis entgegenbrachte. Besonders aber liebte Herr Benoît die dunkeln Gassen, in denen die Dächer fast sich berühren und den Himmel verbergen, aus Angst, Geheimnisse offenbaren zu müssen. Blau ist die Dunkelheit und warm in diesen Gassen; auch duftet sie seltsam nach unbekannten Blumen, die nur des Nachts blühen. Ein schwerer Mantel legte sich über Herrn Benoît, hüllte ihn ein; er fühlte die Haut nicht mehr und den dicken, schwer atmenden Körper, als schwimme er im Sommer durch laues Wasser, mit regelmäßigen Stößen den wellenlosen See beunruhigend.

Doch kälter wurde der Wind nach und nach, und immer noch spazierte Herr Benoît, unhörbar schreitend über den weichen, weißen Teppich. Er ging am See entlang, dessen Ufer verziert war mit gelbschimmernden Eiszapfen. Ein weißes Tuch lag über den Bergen und ließ noch weicher als sonst ihre Linien sich abzeichnen auf schwarzem Nachthimmel. Herr Benoît fror unter seinem Mantel, er fühlte die Kälte wie nasse Tücher sich um seine Füße legen, um seine Waden, höher steigen, bis es ihm schien, sein ganzer Körper sei durchsichtiges Eis. Er zitterte nicht, sondern liebte sogar dies Gefühl; denn er dachte, der Tod werde diesem Gefühle gleich sein; nach und nach, nicht plötzlich und unangenehm grob, würden die Glieder steif und hart, nur der Kopf bleibe klar, bis schließlich das Atmen unnötig werde und man ruhig die Augen schließen könne zu endgültigem Schlaf. Eines Morgens kehrte Herr Benoît heim; es war fünf Uhr, und lange hatte er regungslos auf einer Bank am See gesessen, die er gesäubert hatte vom hochliegenden Schnee; die Häuser schienen weiß und zerbrechlich, durchsichtig wie Glas die steinernen Mauern. Ein Lachen klirrte in den winddurchwehten Gassen, und verwundert blieb Herr Benoît stehen vor einem kleinen verschnörkelten Haus. Und so sonderbar sah das Haus aus, menschlich zugleich und koboldhaft, daß er wartete und sich einen Augenblick an die kalte Wand lehnte. Herr Benoît betrachtete die feinen Zieraten des Daches, die wie weiße Haare in die breite Stirne gekämmt waren, rechts und links eines langen Fensters, das mit braunen Läden verschlossen war, sahen zwei glänzende Scheiben zwinkernd auf die Straße; die schwarze Tür unter ihnen schien ein weiter zahnloser Mund zu sein.

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ murmelte Herr Benoît, während helle Sterne vor seinen Augen tanzten. Und wirklich schien es ihm, als beginne das Haus zu sprechen.

„He, he,“ meckerte es, „ich errege Ihr Interesse, verehrter Herr Professor! Es scheint Ihnen durchaus unwahrscheinlich, ein Haus sprechen zu hören. Aber ich will Ihnen diese Freude bereiten; denn Sie gingen nicht an mir vorüber, gedankenlos und stumpfsinnig wie die übrigen Menschen. O, wie werden wir verachtet, wir leblosen Dinge! Niemand kümmert sich um uns, man tritt uns mit Füßen, stampft mit groben Schuhen durch unsere Gänge, und niemandem kommt es in den Sinn, uns zu danken für die mannigfachen Wohltaten, die wir spenden. Weil die Menschen uns erbaut haben, glauben sie, wir seien leblos und hätten kein Gefühl. Und doch sind wir Dinge eigentlich der wahrhaftigste Ausdruck der Güte. Verstehen Sie mich wohl, Herr Professor: alle lebenden Wesen sind schlecht, morden, um weiter zu bestehen. Nur die Dinge stehen sanft und ruhig da, ohne je etwas zu verlangen, und schenken täglich unzählige Wohltaten den bedrückten Menschen. Ich spreche nicht von den lächerlichen körperlichen Wohltaten, die selbstverständlich sind und unsere Pflicht, sondern von den andern, seelischen, die unbezahlbar sind und unsichtbar. Wir können lächeln und Tränen trocknen, viel besser als der sanfteste Tröster, viel besser als das klügste Buch.“

Herr Benoît rieb sich die Augen; denn er meinte zu träumen; dann ließ er sich



Gustav Schneeli, Duippens.

Der heilige Sebastian. Oelgemälde (1914).
Phot. F. Bruckmann, München.

nieder auf eine Stufe und lehnte den müden Kopf an die Mauer.

„Vielleicht träumen Sie," sprach das Haus weiter, „man kann nie wissen, ob man träumt oder wacht. Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die in mir geschehen ist, und die Ihnen zeigen soll, wie mächtig die Dinge sind. Vor langer Zeit lebten eine Frau und ein Mann in meinen Zimmern. Es wird eine ganz banale Liebesgeschichte, jedoch mit sonderbarem Ausgang. Die Frau starb, noch sehr jung, und drei Nächte lang weinte der Mann am Bette der schönen Toten. Meine Mauern waren auch traurig und zeigten in den hellen Tapeten dunkle Flecken, die größer und größer wurden, als könnte ich auf diese Weise meiner Trauer den richtigen Ausdruck geben. Zwei große gelbe Kerzen brannten zu beiden Seiten des weißen Bettes, klagend krachten die Stühle und bequemen Bergères, und schwarze Falten gruben sich in die sonst glatte Seide. Denn alle hatten die junge Frau geliebt. Stolz waren die weiten Lehnstühle gewesen, sie in ihren Armen halten zu dürfen, und der weiche Teppich hatte sich mit Behagen gedehnt, wenn der kleine Schuh ihn getreten. Sie begreifen, wie traurig sie waren, als die junge Frau, gelb und regungslos, im weißen Bett lag. Und besonders der Mann tat uns leid, der untröstlich schien und unaufhörlich weinte. Das Bett versuchte die Kanten seines Holzes weniger scharf zu machen, um den aufliegenden Armen keinen Schmerz zu bereiten, und der Teppich machte sich weich unter den Knieen. Sagte ich Ihnen nicht, die Dinge seien besser als die Menschen? Denn niemand kam den Mann besuchen."

Leise fielen die Flocken auf die schwarze sitzende Gestalt. Kein Laut sonst in dem milchigen Lichte des Morgens. Herr Benoît hatte den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt. Das Haus sprach weiter:

„Dann wurde die Frau in einen schwarzen Kasten gelegt und fortgetragen. Es schneite wie heute, und weiß betupft war der Kranz roter Rosen, der auf dem Sarge lag. Am Abend kehrte der Mann heim. Er wurde das Opfer unseres Komplotts. Die schwarzen Flecke der Mauer nahmen eine bestimmte Gestalt an, die Gestalt der jungen Frau, die Lehnsessel gaben den Duft zurück, den sie behalten hatten, jedesmal, wenn die junge Frau sich auf sie gesetzt hatte. Der Teppich gab den erstickten Takt ihres Schrittes und der Spiegel die Farben, die nötig sind, um Leben vorzutäuschen. Und als der Mann weinend das Zimmer betrat, schloß ich mit Hilfe des Windes die Fensterläden, so daß es dunkel wurde. Dann strömte ich die Wärme aus, die ich aufgespeichert hatte während des langen Sommers. Und als der Mann schluchzend am Tisch niedersank, berührte eine Hand seine Schulter, er sah die Tote, unwirklich und schön, vor sich stehen, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Als er erwachte, war seine Freude unbeschreiblich. Er wollte den Traum umarmen, griff aber in leere Luft. Und die Frau sprach, das Echo lieh ihr Stimme. Sie sprach. Der Mann aß nicht, trank nicht, Tage lang. Er magerte ab, fürchtete sich, auf die Straße zu gehen, aus Angst, den schönen Traum zu verlieren. Er starb nach einer Woche, lächelnd. Sagen Sie nun, sind die Dinge nicht wahrhaft gütig?"

Schwer fiel Herr Benoît vornüber in den Schnee. Er versuchte aufzustehen, rutschte aus auf glatten Steinen, fiel wieder. Ein rauher Husten zerriß seine Brust, und ein dünner roter Faden floß aus seinem Mund. Dann sank er hin, während seine weißen Haare unsichtbar wurden auf weißem Schnee, und sein grauer Zylinderhut hilflos ein Stück weit fortrollte. Herr Benoît wurde bald darauf von mitleidigen Menschen nach Hause gebracht.

Zwei Monate lag er krank, und rot hob sich sein Kopf ab vom weißen spitzenbesetzten Kissen. Die kleine Marquise saß neben dem Bett, Nächte lang, ohne sich zu rühren und ohne nach Ruhe zu verlangen. Sonderbar waren die Fieberträume des Herrn Benoît; fremde farbige Länder lernte er kennen. Rote Himmel und grelle Bäume zogen an seinen Augen vorüber, heißer gelber Sand füllte seinen Mund. Wenn er stöhnte und murmelte, legte die kleine Marquise die schmalen Finger auf seine feuchte Stirn und beruhigte ihn mit leisem Wort.

Einmal schwamm Herr Benoît mühsam durchs hochaufgepeitschte Meer, das grün funkelte in wolkenumgebener Sonne. Er schwamm nicht, wie man sonst zu schwimmen pflegt, mit kraftvoll ausholenden Armen. Regungslos lag er auf bergigem Wasser, und Fische halfen ihm vorwärts kommen. Und eine weiße Insel schwamm auf ihn zu, mit rosa blühenden Pfirsichbäumen. Die flachen Ufer bedeckten Früchte, rotbeflaumt, mit gelbschimmernden Lichtern. Er glaubte weiterzuschwimmen in weichem Sand, und unmöglich war es ihm, aufrecht zu gehen. Die Hände ausstreckend, erfaßte er die saftigen Früchte. Sie zergingen zwischen seinen Fingern wie schmelzendes Eis. Durchsichtig grün war ihr Fleisch und netzte die Zunge mit bitterer Flüssigkeit. Der Horizont war zum schwarzen faltigen Vorhang geworden. Er begann zu wogen, näher zu schweben, bis er die Insel umgab als hoher, hohler Zylinder. Er steifte sich, wurde hart und dröhnte, als schlage man ihn regelmäßig mit schwerem Hammer. Lauter wurde das Dröhnen und lauter, tönte wie Schluchzen aus Tausenden von Kehlen. Und Worte wurden verständlich, rhythmisch gesprochen, von unsichtbarem Chor. „Gott," tönte es, „Gott," hallte es, „wir weinen, wir weinen." Stille. Ein geller Glockenschlag zerriß das Metall. Und wieder begannen die Stimmen. „Gott, Gott!" schwächer ausklingend, wie Echo in hoher steinerner Kirche: „Niemals, niemals!" Schwarz fliegende Raben krächzten lachend in rotem Licht, das von oben in die dunkle Röhre schien.

„Vielleicht ist dies das Ende der Welt," dachte Herr Benoît und dehnte die müden Arme. Erstaunt hörte er seine Gelenke knacken in der großen Stille. Die schwarze Röhre schrumpfte zusammen, versank, und wieder lag die Insel im endlosen ruhigen See. Weiße Blumen betupften die Fläche, kreischende Möven senkten sich zum Wasser, schnellten in die Höhe, als seien sie mit elastischen Schnüren an der sternenlosen gläsernen Kuppel befestigt, die leise klingend über dem See lag. Ein schlanker Mann schritt auf dem Wasser und kam langsam näher. Blonde Locken bedeckten die Stirn bis zu den Augenbrauen. Die weiße Haut leuchtete matt, wie faulendes Holz. Er setzte sich neben Herrn Benoît, der sich nicht zu rühren vermochte, und begann mit leiser singender Stimme:

„Es ist die schlechte Gewohnheit der Götter, stets mit sich selbst zu sprechen, weil verständige Zuhörer ihnen fehlen. Darum habe ich auch, als ich vor langer Zeit auf die Erde kam, so viele unnötige Reden zum Besten gegeben, die ein paar meiner Zuhörer so dumm waren aufzuschreiben. Und als ich eines Tages von ihnen fortging, weil sie ungebildet waren und nicht den bildlichen Sinn meiner Worte verstanden, glaubten sie mich wiederzuerkennen in der Gestalt eines Volksaufwieglers, den man ans Kreuz geschlagen hatte. Nun soll ich wiederkommen und Gericht halten über die Menschen. So viele glauben an mich, daß ich nicht den Mut habe, sie zu enttäuschen. Aber wie langweilig ist dies alles!" Der Fremde führte eine schmale weiße Hand vor den gähnenden Mund. „Nach welcher Regel soll ich all diese Leute richten? Sicherlich muß ich die Armen beschützen und ihnen einige Wohltaten erweisen; denn nur die Hoffnung auf mich hat ihnen die Kraft gegeben, geduldig den Tod zu erwarten, ohne ihrem Leben ein zu rasches Ende zu bereiten... Die Welt ist versunken in diesen großen See vor deinen Augen, und die Seelen schweben über den Wassern und rufen mich mit weinerlicher Stimme. Was soll ich tun, o Freund? Willst du mir raten? Denn weise scheinst du mir."

„Erlaube mir eine Frage," erwiderte Herr Benoît und bemerkte einen weiten roten Mantel, der bis zu seinen Knöcheln fiel. Er stand neben dem Fremdling, der freundschaftlich den Arm um Herrn Benoîts Schulter gelegt hatte. Langsam wanderten beide am Ufer des lautlosen Sees.

„Sprich!"

„Besteht die Seele in Wirklichkeit?"

„Eine schwierige Frage," antwortete der Fremdling, „meine Erklärung wird lang sein, ohne daß ich hoffen kann, von dir völlig verstanden zu werden. Die Menschen glauben eine Seele zu besitzen, und so stark ist ihr Glauben, daß eine Seele in ihnen wuchs, genährt von täglichen Gebeten. Wir Götter sind mächtig und frei,

doch einem Zwang unterworfen: dem Glauben der Menschen. Ich hatte ein kleines strebsames Volk ausgewählt und es beschützt, eine Zeitlang. Doch frecher und unverschämter von Tag zu Tag wurden meine Schützlinge, und nur mit Mühe konnte ich mich ihrer erwehren. Denn gläubigen Herzens verlangten diese sonderbaren Leute, ich solle mich freuen am vergossenen Blut ihrer Feinde, ich solle die Götter bekämpfen, meine Freunde, die herrschten über andere Völker. Und da ich mich der vielen Gebete nicht erwehren konnte, nahm ich das Volk in meine Hand und säte es mit weitausholender Bewegung über die ganze Erde. In jedes Volk fielen ein paar Samen, wuchsen, vermehrten sich wie Unkraut. Doch war noch ein Häuflein zurückgeblieben im ursprünglichen Land. Ich stieg nun selbst herab, in Menschengestalt, um zu versuchen, meinem Volke bessere Gedanken zu schenken. Ich predigte ihnen Liebe und Verständnis des Nächsten, riet ihnen, nicht übermäßige Strenge zu gebrauchen, weder gegen sich selbst noch gegen andere. Doch warfen sie mit Steinen nach mir, und schnell zog ich mich in meinen Himmel zurück. Und wie ich dir schon vorher sagte, kreuzigte man statt meiner einen Landstreicher. Dann nahm ich den Rest des Volkes und verstreute ihn, wie das erste Mal. Die Saat ist aufgegangen, sonderbar genug, und die halbe Erde glaubt nun an einige falsch verstandene Märchen, hat sich um deren Wahrheit bekämpft und gemordet."

Träumend schritt der Gott weiter. Sein Gesicht war traurig, der schmale Mund bildete einen weichen Halbbogen über dem glatten Kinn.

„Und nun soll ich richten," seufzte er, „was für Strafen soll ich erfinden, um das Vergeltungsverlangen der Armen zu befriedigen? Was glaubst du?"

„Kannst du nicht alle glücklich machen?" meinte Herr Benoît.

„Vielleicht; aber dann wird es endlose Klagen geben, und alle werden meiner Ungerechtigkeit fluchen."

„Ich will nachdenken, vielleicht kann ich dir einen Rat finden," meinte Herr Benoît; „aber jetzt bin ich müde und möchte ruhen." Er legte sich nieder auf weichen Sand und schloß die Augen. Leicht fühlte er das Streichen kühler Hände auf seiner Stirn. Als er die Augen öffnete, lag er in seinem Bette und hörte seine Tochter sagen: „Vater, du hast nun kein Fieber mehr, ich hatte große Angst um dich."

Der Frühling gab Herrn Benoît teilweise Gesundung zurück. Doch schien er verändert. Aus magerem Gesicht blickten die Augen in unbekannten Horizont, die knöchernen Finger kratzten nervös die dicke Decke, die stets seine Füße bedeckte. Bisweilen schlief er mit offenen Augen, was seine Tochter erschreckte. Denn die Pupille versteckte sich unter dem Oberlid, und gelb quoll die Hornhaut hervor zwischen langen Wimpern. Herr Benoît suchte verzweifelt den Traum wiederzufinden, zwang sein Gehirn, an die ferne Insel zu denken, gab sich Mühe, die Gestalt des Fremden vor seinen Augen erstehen zu lassen. Doch leer blieb sein Kopf, und blöde Bilder, die auftauchten, er wußte nicht woher, machten sich breit.

An einem Junitage fühlte Herr Benoît sich wohler als sonst. Er ließ sich nach Vandoeuvres fahren, stieg aus und ging, langsamen Schritts, auf gelber Straße durch farbige Felder. Vor ihm saß ein runder Berg, wie ein behäbiger Riese, inmitten der Ebene, dehnte zu beiden Seiten die runden Schenkel und lächelte, das bärtige Gesicht auf die Brust gebeugt. Ein Wagen klapperte auf fernem Weg, und kaum bewegt vom Wind seufzten die Bäume bisweilen. Mit schlenkernden Schritten wanderte Herr Benoît auf ein Schloß zu, das im Schatten hoher Bäume ruhte. An einem Kornfeld machte er Halt, setzte sich auf einen Meilenstein und betrachtete den gelben See, auf dem Mohnblumen schwammen. Herr Benoît strich den weißen Bart, der seit der Krankheit sich breitmachte auf seiner gehöhlten Brust. Langsam schlossen die Augen sich, das Feld dehnte sich aus, wechselte die Farbe, von ruhigem Winde gestreichelt. Unmerklich rutschte der alte Mann von seinem hohen Sitz auf die warme trockene Erde. Mühsam öffnete er nochmals die Lider, sah sich umgeben von hohen schlanken Halmen, die leise Worte wisperten, sich beugten zueinander, schwankten und wieder sich aufrichteten.

Auf den Spitzen der Halme schritt ein Mann, leichten Fußes, ohne die Aehren zu berühren, schritt auf Herrn Benoît zu und betrachtete ihn lächelnd.

„Nun, hast du nachgedacht seit unserer letzten Unterredung?"

„Bist du wiedergekommen, o Herr? So lange habe ich dich erwartet."

Herr Benoît stand auf und wandelte neben dem schlanken Mann. Warm und dunkel war die Luft und unsichtbar die Sonne. Der schlanke Mann sprach weiter.

„Ich habe von jeher mich gern mit Sterblichen unterhalten; denn ihre Kenntnis der Menschen ist größer als die unsere. Fern leben wir Götter von den Geschöpfen, die sich auf Erden bewegen, und haben Mühe uns in ihr Leben einzufühlen. Darum stellte ich dir die Frage: Wie du deine Mitmenschen richten würdest; denn ich glaube, deine Gerechtigkeit wird weiser richten als die meine."

„Herr, ich bin schwach, und mein Gemüt hat Mühe streng zu sein. Wäre es nicht besser, alle in die Seligkeit einzulassen, die daran geglaubt haben?"

Hier lachte der schlanke Mann. „Wie unklug du bist. Ich brauchte Millionen von Paradiesen, um alle zu befriedigen. Denn jeder glaubt, nach dem Tode mehr zu verdienen als sein Nächster."

„Schenke ihnen allen den schwarzen, traumlosen Schlaf, so wirst du zufrieden sein und auch die Menschen."

Sie schritten auf weicher Wiese einem wolkigen Horizont entgegen, der wie ein Vorhang atmete, Farben wechselte, von Rot zu Blau, und schließlich gelb herabfiel, in langen regelmäßigen Falten.

„Ich habe nie begriffen, warum die Menschen den Tod fürchten. Heute werde ich sterben; ich weiß dies gewiß. Aber die Tatsache läßt mich ruhig und erfüllt mich nur mit stiller Freude, wenn ich an sie denke. Denn du bist selbst gekommen, o Herr, mich abzuholen, neben dir fühle ich keine Furcht, sondern Sicherheit und mutige Ruhe. Auch bin ich erstaunt, daß du mir keine Vorwürfe machst über die Achtlosigkeit, mit der ich dich behandelt habe mein Leben lang."

Wieder lächelte der schlanke Mann, legte den Arm um die Schulter seines Begleiters und wandelte mit ihm im weichen Licht der umgebenden Luft.

„Ich liebe die Menschen," sprach er mit sanfter Stimme, „die sich nicht um mich kümmern, die einsam ihres Weges gehen, ohne stets mit Bitten mich zu verfolgen. Meine Ohren sind müde von den allzuhäufigen Gebeten, die ununterbrochen zu mir aufsteigen, die ich anhören muß, und die mir die beste Muße nehmen. Doch, glaube ich, sind diese Worte unnötig, wir verstehen uns wohl, ohne zu sprechen."

Eine endlose Straße dehnte sich, rechts und links, begrenzt von hohen Pappeln, die, reglose Säulen, das schwarze Dach des Himmels trugen. Schwarze Schwäne schwammen in Weihern zu beiden Seiten der Straße, klapperten mit roten Schnäbeln und wiegten die flaumigen Hälse. Weiße Gestalten lustwandelten auf gleichen Wegen, schweigend und froh. Leuchtende Kränze waren auf die hohen Stirnen gelegt. Auch grüßten die Gestalten mit sanftem Kopfnicken; geregelt war ihr Schritt nach dem Rhythmus unsichtbarer Musik.

„Ein wenig Theaterdekoration!" meinte der schlanke Mann. „Findest du nicht auch, Freund?"

Herr Benoît nickte. Er fühlte große Müdigkeit und mußte sich stützen auf den hilfsbereiten Arm. Dann fühlte er sich in die Luft gehoben, hoch, in schwindligem Flug. Es war ihm, als löse er sich auf in einer warmen Wolke.

Am späten Nachmittag fanden Bauern Herrn Jerôme Benoît, der in gelbem Felde lag. Rote Blutflecken betupften die Aehren. Ihm zu Häupten jedoch saß eine Eule, die sich nicht verscheuchen ließ, ein großer steinerner Vogel.

Wunder der Nacht

Heiliges Wogen und Schwellen —
Meere leuchten weit;
Ineinander wellen
Du und ich und Ewigkeit

Margrit Custer, Davos-Dorf.